

(Nachdruck verboten.)

34]

## Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Paul hatte neben Tini Platz genommen.

„Es ist das reizendste Kostüm, das ich kenne. Es verlangt einen tadellosen Wuchs, einen schönen Busen, und einen geschickten Schneider trotz alledem. Ich hoffe, Sie werden uns mit all diesen Vorzügen in angenehmster Weise bekannt machen.“

„Geben Sie ihm keine Antwort auf diese Unverschämtheit,“ grollte der Baron.

„Papa als Pädagoge, das ist köstlich!“

„Warum nicht? Jedenfalls erzieht man fremde Kinder besser, als seine eignen.“

„Eine späte Erkenntnis,“ höhnte Paul.

„Hier wird sie rechtzeitig zur Anwendung kommen.“

Paul erhob sich.

„Ich gratuliere, mein Fräulein, Sie sind in den besten Händen.“

Es war serviert. Gott sei Dank, dachte jeder.

In dem großen Speisesaal, im Stile der Renaissance, an einer herrlich, mit peinlichster Sorgfalt gedeckten Tafel, die im Silberglanz strahlte und reichlich mit Blumen geziert war, hatten die Gäste in gutkombinierter Reihenfolge Platz genommen.

Ferdinand hatte die nie umstrittene Ehre, den älteren Damen die Honneurs zu machen, seinem Vater und seinem Bruder überlassen und sich selbst neben Gusti gesetzt. Er wollte doch etwas haben.

Auftern wurden serviert. Gusti hatte nie eine gesehen, geschweige gegessen und wußte ihnen nicht beizukommen. Ihre Unbeholfenheit amüsierte Ferdinand ungemein und ebenso die launigen Unterweisungen ihres andern Tischnachbarn Glaser. Aber trotz Beispiel und Ermunterung legte Gusti schließlich das silberne Messer beiseite und erklärte, sie könne es nicht über sich bringen, ein lebendiges Tier hinunter zu schlucken.

Ferdinand lachte laut: Eine Auftern ein Tier zu nennen, es war ein Hauptspaß.

Glaser dokumentierte sein Wohlwollen für das „Kind“, wie er Gusti nannte, indem er von den nachfolgenden Gerichten ebenso große Quantitäten auf ihren Teller häufte, wie auf den seinen und mit ihr ein förmliches Wettessen veranstaltete.

Gusti war Siegerin und Glaser sprachlos.

Seinen Rekord hatte noch keiner geschlagen; Ferdinand war außer sich vor Vergnügen, denn je mehr die Kleine zu sich nahm, um so heiterer wurde sie. Sie lachte nicht nur über die Späßchen Glasers, sie hatte selbst lustige Einfälle, sie war ein zu netter Kerl. Ferdinand schenkte ihr fleißig ein, vergaß sich selbst nicht dabei, und immer übermütiger wurden die Drei an der unteren Ecke.

Die Damen Krämer und Fuchs, die Reich in der Mitte hatten, brachten das Gespräch auf die Ehescheidungen in hocharistokratischen Kreisen, die eben viel von sich reden machten, und wollten Näheres von ihm erfahren. Er erklärte, er wisse von nichts.

Das wollten die beiden nicht gelten lassen. Er sei doch persona grata in diesen Kreisen, er gehe dort aus und ein, gehöre zu den Intimen, werde gehätschelt, verwöhnt von den Damen —

„Ja, ja, spielen Sie nur den Unschuldigen, wir wissen schon —“

„Sagen Sie doch, wann werden Sie denn Ihre Fürstin heiraten?“

„Meine Fürstin? — Welche meinen Sie?“

„Oh!“ machte die Fuchs, perplex; aber die Krämer ließ ihn nicht locker. „Mit Ihren Späßchen kommen Sie mir nicht aus, ich weiß, was ich weiß; mit der polnischen wenigstens war es so gut wie sicher — und wenn sie gewollt hätten —“

„Dann hätte sie mich entführt, ich brauchte dann nicht mehr zu mimen, könnte als edler Pole in der Polakei ge-

mächlich auf ihren Gütern leben — aber ich trug weit besseres Verlangen —“

„Wollen Sie noch höher?“

„Noch höher, bis in den Himmel hinein!“ Ein schöner Blick traf Luise, die ihm gegenüber saß.

Gläserklirren — ein Aufschrei — hastiges Nicken — Lachen — Pardonrufe lenkten die Aufmerksamkeit auf die untere Ecke.

Das lustige Kleeblatt hatte „Profit!“ getrunken und Ferdinand hatte so heftig mit Gusti angestoßen, daß ihr Glas zersprang und der rote Wein über ihr Kleid floß.

„Mein Kleid, mein schönes, neues Kleid!“ rief Gusti. Glaser und Ferdinand waren mit ihren Servietten ihr hilfreich beigeprungen, sie wischten und wischten.

„Das wird nie mehr heraus gehen!“ jammerte Gusti, „die großen Flecken — die Rinne bis zum Saum — ach Gott, ach Gott!“

Sie sah so hilflos, so desperat und dabei so reizend aus, daß sämtliche Gäste in ein lautes Lachen ausbrachen. Das brachte sie zur Besinnung.

Sie wurde brennend rot und als Ferdinand, der fortwährend in sich hineinkicherte, ihr zuflüsterte: „Ich bin schuld, ich werde den Schaden wieder gut machen, protestierte sie ängstlich. Vater Witte war zu ihr getreten.

„Mach' kein solches Aufsehen wegen dieser Lappalie,“ bemerkte er ärgerlich. „Morgen kaufe ich Dir ein neues Kleid.“

Die Tafel war aufgehoben, man begab sich in den Salon, wo man ungehinderte Bewegungsfreiheit wieder erlangte.

Doktor Jensen, der bei Tisch Luises Nachbar war, blieb auch jetzt noch an ihrer Seite.

Betti hatte am Sofa Platz genommen. Sie wickelte sich bis über die Ohren in ihre rote Crêpe lisse Echarpe, die mit schwarzen Spitzen garniert war. Sie war übelster Laune, ihre Augen funkelten wild. Als Jensen in ihre Nähe kam, winkte sie ihn zu sich.

„Jetzt bleiben's einmal bei mir und machen's mir a bißel den Hof, wenn's Ihnen auch sauer wird . . . Wenn der Hausherr nicht weiß, was sich g'hört, Sie müssen a feinere Bildung zeigen. Bei Tisch hat er mich zwischen zwei Maler g'setzt, die dümmsten Menschen auf Gottes Erdboden . . . Aber wenn er glaubt, daß i alles vertragen kann, dann irrt er sich. Da schau'n's nur, was ihm da wieder einfällt: animiert die Madeln zum Rauchen — wenn's nur seekrank werden möchten, das wär' doch a Spaß. — Was stieren's denn so hin, mir scheint, Sie möchten gern a dabei sein . . . Mir da — das erlaub' i nit . . . Sie bleiben bei mir.“

Frau Krämer hatte sich ans Piano gesetzt, sie spielte Brahms. Niemand achtete darauf. Als aber jetzt Paul Brandt amonicierte: „Fräulein Tina Schöne wird die Güte haben, uns die neuesten Wiener G'tanzeln vorzutragen,“ rief alles im Saale: „Bravo!“

Schon hatte sich ein Kreis um das junge Mädchen gebildet.

Betti war blaß geworden.

Wie, die — die wird aufgefordert, die soll vortragen, während man sie, die gefeiertste Wiener Coupletsängerin, ignoriert!

Wut, Schmerz, Wehmut durchtobten sie. War's möglich! War's wirklich aus mit ihr? War sie nicht mehr die Betti? War ihre Macht zu Ende? Ein solches Ende! Der Geringsten zu weichen, nur weil sie jung war — ist das nicht traurig?! Ein ungeheures Mitleid mit sich selbst übermannte sie. Ihre Lippen zuckten. Die Muskeln ihres Gesichts wurden schlaff, es sah grau und verfallen aus. Diese elende Welt . . . Diese elenden, dummen Menschen! Und wieder packte sie der Grimm und riß sie empor. Sie stand aufrecht. „Ich will meine Ohren nicht beleidigen lassen. Kommen Sie, Doktor, geleiten Sie mich aus dem Saale — bis zur Treppe. Sie sind Kavaliere und vielleicht werden Sie sich einmal was darauf einbilden, daß Sie der berühmten Betti Ihren Arm geliehen haben, als diese krank war, ohne Stütze, verbittert von dem Undank der Menschen.“

An seinem Arm hängend, rauschte sie hinaus.

Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß der Schönste, der Bornehmste, der Gebildetste in diesem Kreise an ihrer Seite schritt, in respektvoller Ritterlichkeit sich ihrer annahm. Nie-

mand bemerkte ihre Flucht, und so hielt sie auch niemand zurück.

„Bagage, Ihr seht's mich nimmer,“ sagte sie, als sie die Schwelle überschritt.

Sie hatte keine Zeit, diesem Vorsatz untreu zu werden, einige Wochen später war sie tot. Die innerliche Verwüstung ihres Körpers hatte zu einem unverhofft raschen Ende geführt.

Niise hatte einem Diener verstoßen einen Wink gegeben. Sie hatte bei Tisch den Wein unberührt gelassen, auch sonst nichts getrunken, nun verdurstete sie fast.

Reich hatte es bemerkt, und flinker als der Diener war er im nächsten Augenblick bei ihr.

„Was wünschen Sie, Fräulein Niise?“

„Ich wollte um ein Glas Wasser bitten.“

„Er wird Ihnen einen Sauerling servieren — wir wollen Hochquellwasser trinken und es uns selbst kredenzen. Auch ich bin durstig — kommen Sie.“

Und als sie zögerte, suchte er, sich bescheidend, die Achseln und mit leiser Empfindlichkeit im Ton: „Verzeihen Sie meine Kühnheit, ich wollte Sie nur zum Büffett geleiten, mein Fräulein.“

Sie erhob sich sofort, beschämt, verwirrt. „Gehen wir,“ sagte sie hastig. Er öffnete gehorsam die Thür nach dem Speisezimmer, sie traten ein.

Es war leer, die lange Tafel war abgeräumt, jedes Stuhlwechsellinien entkleidet.

Ein Fenster stand offen; an dem dunklen Firmament funkelten die Sterne durch die milde Nacht.

Wie angenehm war das nach der Hitze im Saale; beide atmeten auf. Sie that einen Schritt, dem Fenster entgegen. Er trat vorsorglich dazwischen: „Nicht doch, Sie dürfen sich nicht erkälten.“ Er geleitete sie nach der Ecke, wo, dem Büffett zunächst sich ein Becken mit darüber hängendem Kessel befand, in zierlicher Schmiedearbeit, wie die Mode der Renaissance dergleichen in die Speiseküche gestellt. Die Leitung der Hochquelle war damit in Verbindung und als Reich den Hahn am Kessel öffnete, plätscherte das Wasser in reichlicher Menge in das Becken hernieder.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

# „Die schwarzen Löwen des Atlas.“

Von E. G. Gluck.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Das Privatbureau des Herrn Josephin Lafrippe, Direktors der „Vérités comiques“

Herr Lafrippe hat soeben der Vorlesung des „Verbrechen des verbannten Engländers“, eines Dramas in sechs Akten, beigewohnt und hat an dem Stück, das ihm wenig zusagt, eine ebenso höfliche wie unbarmherzige Kritik geübt.

Lafrippe (den verzweifelt den Autor zur Thür begleitend): „Unmöglich! Einfach ab—so—lut unmöglich! Thut mir unendlich leid, Ihr Stück nicht aufzuführen zu können, aber...“

Der Autor (bitter): „Wenn ich Mirbeau oder Ordonneau hieße, wenn ich einen Namen hätte, würden Sie mein Drama natürlich vollendet finden!“

Lafrippe: „Da täuschen Sie sich! Name ist bei mir Schall und Rauch! Ich schene mich nicht, auch einen sogenannten berühmten Autor abzuweisen, wenn er mir ein schlechtes Stück andrehen will, jamohl! Ich lasse mich nur von meinem Gewissen als verantwortlicher Chef dieses Etablissements oder richtiger: nur von meiner Erfahrung leiten. Ich wiederhole Ihnen noch einmal: Ihr Stück ist nicht schlecht! Durchaus nicht! Sie bekunden darin sogar einen lebenswerten Sinn für das Dramatische, nur... es paßt nicht für mein Theater. Es ist zu litterarisch! Mein Publikum ist an derbere Kost gewöhnt.“

Der Autor (sich an einen leichten Strohhalm anklammernd): „Und wenn ich das Stück einer Umarbeitung unterziehen möchte?“

Lafrippe: „Hat keinen Zweck. Für mein Theater müßte ein ganz neues Stück daraus gemacht werden. Und dann, offen gestanden, das Sujet gefällt mir nicht. Der Charakter der Gräfin ist nicht genügend deutlich gezeichnet. Man ist überrascht, daß sie ihren Gatten vergiftet. Man erwartet so etwas nicht von ihr...“

Der Autor: „Ja, aber im Leben...“

Lafrippe (salbungsvoll): „Im Leben — vielleicht; auf dem Theater — nie!“

Der Autor: „Schön! Sie werden mir aber zugeben, hoffe ich, daß die Figur des verbannten Engländers...“

Lafrippe: „Er ist drollig, ohne jedoch komisch zu wirken. Es fehlt ihm ein Körnchen attischen Salzes. Dagegen die Scene der Verlobten — die ist gut!“

Der Autor: „Wirksam?“

Lafrippe: „Sehr gut sogar! Nur auf meinem Theater würde sie nicht den Eindruck machen, den Sie sich davon versprechen. Folgen Sie meinem Rat, lieber Herr, und reichen Sie Ihr Drama beim „Gymnase“ oder der „Comédie française“ ein.“

Der Autor: „Ich arbeite momentan an einer bürgerlichen Tragödie, welche...“

Lafrippe: „Bringen Sie mir das Stück, sobald es fertig ist. Ich werde es mit großem Interesse lesen!“

(Der Autor geht. Herr Lafrippe schellt. Lambert, der Theaterdiener, erschmeint.)

Lafrippe: „Lambert! Sobald der Herr, der eben gegangen ist, wieder nach mir fragt, bin ich nicht zu sprechen, verstanden?“

Lambert: „Schön, Herr Direktor!“

Lafrippe: „Sie können gehen.“

Lambert: „Herr Direktor, draußen ist ein Herr, welcher...“

Lafrippe: „Ich bin nicht zu sprechen.“

Lambert: „Er behauptet, Sie hätten ihn bestellt. Hier ist seine Karte.“

Lafrippe (lesend): „Charles Daroiffy...“

Lambert: „Soll ich ihm sagen, er möchte wiederkommen?“

Lafrippe: „Nein... Nein... Er ist mir durch Larolles, den Theaterkritiker vom „Figaro“, empfohlen. Ich muß wenigstens hören, was sein Schilling zusammengeschmiert hat, sonst reizt mich Larolles herunter! Lassen Sie den Herrn eintreten!“

(Herr Charles Daroiffy betritt das directoriale Allerheiligste. Er ist ein großer junger Mann mit üppigem Haarwuchs und wallender Kravatte. Unter dem Arm trägt er ein umfangreiches Manuscript, auf welches Herr Lafrippe einen unruhigen Blick wirft.)

Daroiffy (sich verbeugend): „Herr Direktor!“

Lafrippe (herzlich): „Bitte, nehmen Sie Platz, lieber Herr! (Klingelt.) Nur einen Moment noch und ich gehöre vollständig Ihnen! (Zum eintretenden Theaterdiener:) Lambert! Ich beginne eine sehr interessante Lektüre. (Daroiffy wirft sich in die Brust.) Falls es sich nicht gerade um etwas absolut Unausführbares handelt, wünsche ich nicht gestört zu werden.“

Lambert: „Schön, Herr Direktor!“ (Er verschwindet.)

Lafrippe: „Haben Sie Herrn Larolles schon lange nicht gesehen?“

Daroiffy (unvorsichtig): „Ich habe ihn überhaupt nur einmal gesehen... an dem Tage, an welchem er so liebenswürdig war, mir ein paar Empfehlungsworte für Sie zu geben.“

Lafrippe (entzückt): „So, so... Also im Grunde genommen kennen Sie ihn sehr wenig?“

Daroiffy: „Gar nicht. Aber ich bin der Freund eines feiner Neffen.“

Lafrippe: „So, so... Er hat viel Talent, Herr Larolles... Er hat solch ein sicheres, treffendes Urteil! Hat er Ihr Stück gelesen?“

Daroiffy: „Nein. Aber er hat einen Einakter von mir gehört, der im „Odéon“ einigen Erfolg hatte.“

Lafrippe: „Ausgezeichnet! Das Stück, welches Sie da haben, scheint mir mehr als einen Akt...“

Daroiffy: „Es ist dreiatzig.“

Lafrippe: „Also, ich höre.“

Daroiffy (lesend): „Die schwarzen Löwen des Atlas, Drama in drei Akten.“

Lafrippe: „Ist das eine Neblame für Stiefelwische?“

Daroiffy (bestürzt): „Wie meinen Sie?“

Lafrippe: „Ob das eine Neblame ist? Es existiert nämlich eine Stiefelwische, welche das Citittel trägt: „Stiefelwische des schwarzen Löwen“...“

Daroiffy (lachend): „Ahl! Sehr gut!“

Lafrippe: „Ich bin nicht sonderlich entzückt von Ihrem Titel.“

Daroiffy: „Ich kann ihn ändern. (Lesend:) Personen: Der Graf Dubois-Dérables; Amadée Catéchés; Voissegot; Ludwig Kleintopf...“

Lafrippe: „Ein Deutscher?“

Daroiffy: „Ja... ein sympathischer Deutscher...“

Lafrippe: „Ausgezeichnet!“

Daroiffy (lesend): „Nikolaus Bassiljetwitsch...“

Lafrippe: „Ein Russe? Sympathisch, hoffe ich?“

Daroiffy: „Sehr sympathisch! (Lesend:) Marguerite Ferrand; die Gräfin...“

Lafrippe: „Eine Gräfin kommt auch vor?“

Daroiffy: „Jawohl; die Gattin von Dubois-Dérables. (Lesend:) Die Gräfin Witwe d'Arbelle; ein Kammerdiener; Soldaten der Fremdenlegion.“

Lafrippe: „Und die Löwen? Die schwarzen Löwen?“

Daroiffy: „Die kommen nicht auf die Scene. Sie brüllen nur hinter den Coulissen.“

Lafrippe: „Ausgezeichnet!“

Daroiffy (lesend): „Erster Akt. Die Scene stellt einen großen, luxuriös möblierten Salon dar. Erste Scene: der Graf; die Gräfin. — Der Graf: „Ihre Frau Mutter kommt wieder zu spät, meine Liebe.“ — Die Gräfin: „Gott! Mit diesen verwünschten Eisenbahnen kann man niemals versprechen, daß man zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle sein wird...“

(In diesem Moment wird an die Thür geklopft.)  
 Lafrippe: „Herein!“  
 Lambert: „Herr Direktor, der Bote von der Gesellschaft der Autoren mit der Rechnung...“  
 Lafrippe: „Donnerwetter! Nicht eine Minute kann man ungehört sein! Geben Sie her! (Zu Daroiffy:) Fahren Sie nur fort, lieber Herr! Ich höre Ihnen aufmerksam zu. (Mit halber Stimme rechnend, während der Autor seine Vorlesung fortsetzt.) 74 und 3 macht 77... (Eine geschlagene halbe Stunde vertieft sich Herr Lafrippe in seine Rechnung. Plötzlich springt er auf.) Zum Teufel auch!... Da haben wir's!... Wie gut, daß ich alles prüfe!“

Daroiffy (sich unterbrechend): „Haben Sie einen Fehler entdeckt?“  
 Lafrippe: „Von 300 Frank zu meinem Nachteil! (Zu Lambert:) Sagen Sie, ich bezahle nicht! (Lambert geht.) Welch ein Verurs! Wenn man seine Augen nicht überall hat...! Fahren Sie doch in Ihrer Lektüre fort!“

Daroiffy (lesend): „Die Gräfin Witwe: „Eine Frau wünscht mich zu sprechen? Sie heißt Marguerite Ferrand?“ — Der Graf (mit dumpfer Stimme): „Marguerite Ferrand!“ — Die Gräfin Witwe (lebhaft): „Sie erblicken, Herr Schwiegersohn!“ (Am Telephon Klingelt es.)

Lafrippe: „Zum Teufel! (Daroiffy unterbricht seine Lektüre.) Fahren Sie doch fort!“  
 Daroiffy (unruhig): „Aber... können Sie auch folgen?“  
 Lafrippe: „Sehr gut! Nur weiter! — Hier „Verités comiques“! Wer dort?“

Daroiffy (lesend): „Ahl! Ah! Sie verraten sich!“  
 Lafrippe: „Wer ist dort? Sie sind's? Wie geht's denn?... Wie?... Eine Loge für heute Abend?... Unmöglich! Alle Logen ausverkauft!... Zwei Parterreplätze, wenn Sie wollen... Einverstanden? Na schön!... Auf Wiedersehen!“

Daroiffy (lesend): „Es giebt eine Gerechtigkeit! Fürchten Sie sich! — Der Graf: „Ich fürchte nichts!“ Der Vorhang fällt.“  
 Lafrippe: „Der Vorhang fällt? Der erste Akt ist zu Ende?“  
 Daroiffy: „Ja, Herr Direktor.“  
 Lafrippe: „Ausgezeichnet! Um... Nicht übel! Ein wenig dunkel...“

Daroiffy: „Dunkel?“  
 Lafrippe: „Ja, hier und da, aber dennoch sehr interessant! Nun, bitte den zweiten Akt!“

Daroiffy (lesend): „Die Terrasse einer Villa in Algier. Erste Scene: Kleinkopf; der Graf. — Kleinkopf: „Ja, das Landleben hat seine Reize...“

Der Regisseur (hastig eintretend): „Entschuldigen Sie! (Zu Lafrippe:) Nur zwei Worte!“

Lafrippe: „Ich höre... (zu Daroiffy:) Aber fahren Sie doch fort, mein lieber Autor! Sie stören mich wirklich nicht!“

Daroiffy: „Ich fürchte, Sie können den Faden verlieren...“  
 Lafrippe: „Durchaus nicht! Ich bin das gewohnt!“

(Der Autor setzt seine Lektüre fort. Der Direktor beginnt halblaut eine lebhafte Diskussion mit dem Regisseur. Die Diskussion dehnt sich bis zum Ende des Aktes aus. Plötzlich entlockt der Autor, um das Brüllen der Löwen möglichst naturgetreu nachzuahmen, seinem Schlund unmenschliche Rehlauten.)

Daroiffy: „Aaah! Aaah! Aaah!“  
 Der Regisseur (erschreckt in die Höhe fahrend): „Was ist das?“

Daroiffy: „Aaah! Aaah! Aaah!“  
 Der Regisseur: „Sind Sie krank?“

Daroiffy (voll Feuer; lesend): „Kleinkopf: „Holla! Ich höre die Löwen brüllen!...“ Der Vorhang fällt.“

Der Regisseur (leise zu Lafrippe): „Ein Stück für'n Circus, he?“

(Der Regisseur entschließt sich endlich, zu gehen. Herr Lafrippe übt eine kurze, aber klare Kritik am zweiten Akt, den er übersichtlich aufgebaut, obwohl etwas wirr findet. Erstaunen seitens Daroiffy, der ziemlich unruhig den dritten Akt zu lesen beginnt.)

Daroiffy (lesend): „Die Scene stellt eine Oase in der Wüste Sahara vor. Erste Scene: Marguerite, allein: „Wird er kommen?“

(Der Autor fährt in einer relativen Ruhe fort. Er wird nur gestört durch das successive Erscheinen des ersten Liebhabers, des Stars des Theaters, eines Impresarios. Herr Daroiffy wird wieder unruhig. Er fürchtet, Herr Josephin Lafrippe könnte seinem Drama beim besten Willen kein aufmerksames Ohr leihen. Herr Lafrippe beruhigt ihn: „Ich bin das gewohnt, mein Lieber!“ Und während Daroiffy seine Vorlesung vollendet, redigiert der gewandte Direktor ein paar für die Zeitungen bestimmte Notizen.)

Daroiffy (schließend): „Die Gräfin Witwe: „Die Gerechtigkeit hat gesiegt! Der Löwe, welcher diesen Elenden zerissen hat, war von der Vorlesung gesandt!...“ Der Vorhang senkt sich langsam, während aus der Ferne das gedämpfte Brüllen der Löwen zu hören ist.“

Lafrippe: „Das ist der Schluß?“  
 Daroiffy: „Das ist der Schluß.“

(Pause. Herr Josephin Lafrippe lehnt sich in seinem Sessel zurück, faltet die Hände über dem Bauch und überlegt, während er die Daumen umeinander dreht. Daroiffy wartet angsterfüllt.)

Lafrippe (wichtig): „Sie bekunden in diesem Stück einen lobenswerten Sinn für das Dramatische“

Daroiffy (erfreut): „Wirklich?“  
 Lafrippe: „Nur... Ihr Stück paßt absolut nicht für mein Theater!“

Daroiffy (enttäuscht): „Ohl!“  
 Lafrippe (mit Nachdruck): „Ab—so—lut nicht! Es ist zu litterarisch... zu fein in der Form für mein Publikum! Das Stück gehört ins „Gymnase“. Ueberdies kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß es auch Fehler hat, Längen, Unklarheiten...“

Daroiffy (erstaunt): „Unklarheiten?“  
 Lafrippe: „Ich kann Ihnen gar nicht dringend genug raten: Klarheit, mein lieber Autor! Klarheit!“

Daroiffy: „Aber...“  
 Lafrippe: „Und dann — es enthält eine Menge Sachen, die ich nicht liebe.“

Daroiffy: „Welche?“  
 Lafrippe: „Mein Gott! Um... Die Vergiftung des Grafen zum Beispiel. Sie kommt so unerwartet!“

Daroiffy (erschreckt): „Die Vergiftung...?“  
 Lafrippe: „Ja. Man ist überrascht.“

Daroiffy: „Aber, Herr Direktor, der Graf wird ja gar nicht vergiftet! Sie verwechseln das ohne Zweifel mit... Wir sind so oft gestört worden!“

Lafrippe: „Durchaus nicht! Ich bin das gewohnt! Sehen Sie! Die Figur des Engländer...“

Daroiffy (erschreckt): „Welches Engländer?“  
 Lafrippe: „Er ist nicht komisch genug...“

Daroiffy: „Sie meinen wohl den Deutschen... Kleinkopf?“  
 Lafrippe: „Er ist nur drollig. Die einzige Scene, welche ich wirklich gut finde, ich könnte sagen: beinahe vollkommen — ist die Scene der Verlobten.“

Daroiffy (fassungslos): „Verlobten?“  
 Lafrippe: „Ja. Sie ist ausgezeichnet behandelt.“

Daroiffy (welcher sich dem Wahnsinn nahe fühlt): „Ich verstehe nicht... Von welchen Verlobten sprechen Sie denn? (Zweifelhaft.) Ich weiß nicht mehr aus noch ein!“

Lafrippe (triumphierend): „Sehen Sie wohl! Sie sagen selbst: Sie wissen nicht mehr aus noch ein! Glauben Sie mir nun, daß es Ihrem Drama an Klarheit mangelt? Ich kann Ihnen gar nicht oft genug wiederholen: Seien Sie klar! Seien Sie sehr klar! Verstehen Sie mich recht! Wenn Sie, der Autor des Stückes, sich in der vielfältig verschlungenen Handlung Ihres Dramas nicht mehr zurechtfinden, wie soll sich das Publikum — das hervorragend unintelligent ist! — wie soll sich das Publikum darin zurechtfinden?“

## Kleines feuilleton.

—eg. Die Heimkehr. Peter Bragel sah sich noch einmal um nach dem großen, roten Hause mit seinen hohen Umfassungsmauern und vergitterten Fenstern. Es war ihm, als müßten sie ihn zurückholen aus dem hellen Sonnenschein in die enge, dunkle Zelle, in welcher er seit Monaten eingeschlossen gewesen. Aber der Militärposten spazierte gleichmütig vor seinem Schilderhause auf und ab und wechselte das Gewehr aus dem einen in den andern Arm, ohne nach ihm, den eben Entlassenen, auch nur hinzublicken.

Freilich Peter wurde ganz wunderbar zu Mut. Hinter ihm Schuld und Sühne. Vor ihm das neue Leben, das sonnige, glänzende Leben. Er hatte sich einiges Geld im Gefängnis erarbeitet und hätte die Eisenbahn nach dem heimatlichen Dorfe benutzen können. Er that es nicht, sondern wanderte die graue, staubige Landstraße entlang, die sich vor seinen Blicken wie eine riesige Schlange wand, bis dort hinten am Hügel die letzten Kronen der Chausseebäume versankten. Am vertrockneten Kieferngetrüb, durch kleine Wäldchen, führte die Straße, an grünen und gelben Feldern vorbei, an Wiesen, von denen ein kräftiger Hungeruch herüberzog, durch mehrere Dörfer, auf deren Straßen barfußige Kinder spielten. Er ging wie ein Träumender hindurch, betäubt von der Wärme des Tages und dem bittrischen Duft, der über die schiefen Gartenzäune und grünen Geden wehte.

Mehr und mehr neigte die Sonne sich zum Horizont; das Abendrot kam allmählich heraus; Peter marschierte noch immer in großen, gleichmäßigen Schritten, ohne Ermüdung zu verspüren, und sah weder nach rechts noch nach links. Wie sie ihn wohl empfangen würden, dachte er. Geschrieben hatte er es denen daheim, daß er heute anlangen würde. Ob ihnen auch so festlich zu Mut war wie ihm? Ob sie schon verlangend an der Thür standen und ausschauten nach dem Sohn und Bruder?

Peter sah plötzlich verwundert auf. Rechts, ein Stück abseits von der Straße, stieg auf einem Hügel eine Windmühle empor. Peter kannte sie: von hier aus war's noch eine gute Viertelstunde bis zum heimatlichen Dorfe. Das Bewußtsein ließ ihn anhalten im Marsch. Er säuberte Anzug und Schuhe vom Staub so gut es gehen wollte und richtete sich dann zu strafferer Haltung auf. Fest und mit unbekümmerter freier Miene wollte er einziehen, sorglos wie einer, der einen dicken Strich gemacht hat durch das Vergangene und nun einen klaren Weg vor sich sieht.

Vor seiner Thür, am Eingange des Dorfes, stand breitbeinig der Gruowirt, die Pfeife im Mund. Peter wollte auf ihn zu; der

musterte ihn mit großen Augen, drehte ihm den Rücken und spazierte langsam ins Haus. Er wird dich nicht erkannt haben, dachte Peter und zog die Mütze vor dem Ortschaftulzen, der an seinem Fenster saß, die Brille auf der Nase, ein Scheißstück in der Hand. Der rührte sich nicht.

Als Peter um eine Ecke der Straße bog, fand er sich mehreren jungen Mädchen gegenüber, die am Brunnen standen und schwatzten. „n' Abend auch,“ sagte Peter freundlich. „Wie geht's denn, Anna und Trine und Fiete?“

„Herrjehl!“ schrie eine.

„Der Peter Dragell!“ kreischte eine andre.

„Weißvolk, dummes!“ murmelte Peter und setzte seinen Weg fort.

Vor dem heimatischen Hause stand niemand. Am Fenster kein Gesicht. Ein banges Gefühl wachte in der Brust des Heimkehrenden auf und er zögerte, die kleine Pforte zu öffnen. Dann riß er sich zusammen, ging durch den kleinen Vorgarten, am Hause vorbei, über den Hof und trat zur Hinterthür herein. Kein Mensch auf dem Gange. Nur der Spieß sprang freudig an ihm herauf und bellte vor Vergnügen.

Eine Thür öffnete sich; die Mutter stand da mit scheuem, vorwurfsvollem Gesicht: „Bist wieder da, Peter?“

„Ja, Mutter.“ Er reichte ihr die Hand.

Sie entzog sie ihm schnell: „Kamm' nur in die Stub'.“

Peter hatte das Gefühl, als drücke etwas auf seinen Brustkasten, als er in die Stube trat.

Vater, Geschwister und Gesinde saßen am Tisch beim Abendbrot.

„n' Abend,“ sagte Peter.

Niemand antwortete. Der Vater sah auf und bemerkte die Hand nicht, welche ihm hingereicht wurde: „Seh' Dich und ih'.“

In Peter begann der alte Zähorn zu steigen. Er sah mit finsternen Augen um sich und sagte mit zitternder Stimme: „s ist wohl nicht mehr Rode dahier, auf einen Guten tag zu antworten?“

„Ich mein', Du könntest schweigen,“ erwiderte der Vater und schob ihm eine Schüssel hin.

„Was ich gethan hab', hab' ich gebüht!“

Alle Blicke ruhten auf den Tellern. Dann stand einer nach dem andern auf und ging hinaus. Zuletzt der Vater, nachdem er sich eine Pfeife angezündet. Nur die Mutter saß ängstlich in einer Ecke: „H, Peter!“

„Es schmeckt mir nicht, Mutter. Ich hab' gedacht, es wär' vorbei mit dem, was geschehen ist. Ich bin gestraft genug. Und jetzt — fängt's wohl erst richtig an?“

„Die Schande für unser Haus, Peter!“ seufzte die Mutter. „Daß einer da ist, der im Gefängnis gefessen.“

„Ich hab' gefessen — ja! Hab's verdient — weiß ich! Aber ich mein', damit könnt's nun erledigt sein!“

Ein Seufzer antwortete. Dann schlich auch die Mutter hinaus.

Peter sann ein Weilchen, nahm sein kleines, mitgebrachtes Bündel von neuem unter den Arm, ging über den Hof, an den schweigenden andern vorbei und trat auf die Straße. Festen Schrittes verschwand er auf der Chaussee . . .

tn. Sommerliche Nahrungsvorgen. Je mehr die Hitze steigt, desto größer wird die Gefahr der Erkrankungen durch Genuß verdorbener Nahrungsmittel. Der tägliche Bezug von Eis ist glücklicherweise in unsern Städten, wo auch die Gefahr am größten ist, recht verbreitet, und die Benutzung eines guten Eischranks bietet die beste Gewähr für die Aufbewahrung von Speisen in tadellosem Zustande. Freilich hat auch der Eisschrank seine Eigenheiten. Namentlich muß man darauf achten, daß kein Wasser von dem Eislasten in den Schrank selbst hineinlaufen kann. Einmal gedeihen alle Bakterien in der Feuchtigkeit und unter Ausschluß von Licht besonders gut, und außerdem ist das Natureis selbst nicht immer bakterienfrei. Vereinzelt Fälle von Erkrankungen, die auf den Eisschrank zurückzuführen waren, sind thatsächlich vorgekommen; immerhin sind sie sehr selten. Wenn dagegen die Nahrungsmittel einfach in einer Speisekammer aufgestellt und vielleicht noch nicht einmal durch irgend eine Bedeckung geschützt werden, so gehen, wie jede Hausfrau weiß, bei großer Wärme verhältnismäßig rasch Veränderungen mit ihnen vor, die sie für den Genuß ungeeignet machen. Sind diese Veränderungen solcher Art, daß sie sich dem Auge oder der Nase aufdringlich anzeigen, so geht es noch an, denn der Mensch müßte ja schon dem Hungertode nahe sein, wenn er etwas Uebel- aussehendes oder Uebelriechendes genießen sollte. Es kommt aber auch vor, daß manche Speisen, namentlich Fleisch, ganz gut zu sein scheinen und doch gewisse Zersetzungstoffe enthalten. Auch dann werden, falls sie gegessen werden, die Folgen nicht gerade häufig sehr schwere oder gar lebensgefährliche sein. Meist kommt man wohl mit einer vorübergehenden Uebelkeit und Erbrechen davon. Es sind in fauligem oder sonstwie veränderten Fleisch krankheitsregende Bakterien gefunden worden, von denen einige dem Typhusbacillus ähnlich sehen und zu der Gruppe des Bacillus coli gehören. Auch diese Keime sind an sich unschädlich, wenn das Fleisch genügend ge- locht oder gebraten wird. Sie besitzen jedoch die Fähigkeit, einen Giftstoff auszuscheiden, der selbst einer höheren Temperatur als der des kochenden Wassers widersteht, und dann bleibt selbstverständlich auch ein ordnungsmäßig gelochtes Fleisch gesundheitsgefährlich. Neben den Unfällen, die durch den Genuß von wirklich fauligem oder krankem Fleisch verursacht werden, geschehen noch andre, die doch heute nicht hinreichend aufgeklärt sind. Die Fachleute unterscheiden

eine große Zahl von Nahrungsmittelvergiftungen unter dem Namen Botulismus, der von Wurstgift hergeleitet ist. Man kann in den Speisen, die derartige Erscheinungen veranlassen, oft nicht die geringste Spur eines wirklichen Giftes nachweisen, und auch die Kennzeichen der Wirkung auf den Menschen sind ganz verschieden von denen, die sich nach dem Genuß von fauligem Fleisch einstellen. Die auftretenden Verdauungsstörungen sind dabei weit weniger wichtig als die schädliche Beeinflussung der Nerven. Der Bacillus botulinus gedeiht vorzüglich in säuerlichen Stoffen, dagegen geht er zu Grunde in einem Nährboden, der mehr als 8 Proz. Salz enthält. Die von ihm ausgeschiedenen Gifte sind äußerst scharf und führen schon in sehr kleinen Mengen zum Tode. Sie werden erst durch eine Temperatur von 60—70 Grad unschädlich gemacht, während die Samen (Sporen) des Bacillus erst bei 85 Grad absterben. Man begegnet dem Bacillus botulinus in allen möglichen Nahrungsmitteln, also in Rauchfleisch, Schinken, Fleischkonserven, Wildpasteten, Würstchen, gesalzenen Fischen usw. Als recht bedenklich hat sich auch die Verwendung von nicht einwandfreiem Eiweiß herausgestellt. In Paris sind leihhin mehrfach Vergiftungen durch Kuchen vorgekommen, zu denen schlechtes Eiweiß verbraucht worden war. Dieser Uebelstand steht in Zusammenhang mit der Zubereitung von Likören, denen ein Eigelb zugefügt wird. Bei großem Verbrauch wird das augenblicklich nicht verwendbare Eiweiß aufgesammelt und etwaigenfalls an Bädereien verkauft. Da dem Eiweiß nicht wie dem Eigelb der verdorbene Zustand leicht anzumerken ist, so können auf diesem Wege giftige Zersetzungstoffe in die Nahrungsmittel hineinkommen. —

### Humoristisches.

— Ein Vorsichtiger. Bauer: „Ein vorzügliches Quellwasser haben wir hier, versuchen Sie mal!“

Herr Süffel (den Finger ins Glas tauchend und an die Lippen führend): „D ja, es scheint gut zu sein!“ —

— Schredliche Rache. Professor: „Der infame Mensch hat mich größtenteils beleidigt. Ich hab' ihn aber auch einen Lump geheißt!“

Gattin: „Om, und das ließ er sich gefallen?“

Professor: „Ja — ich habe es auf Assyrisch gesagt!“ —

— Die Politiker. Hiesl (im Wirtshaus): „Ja, ja!“

Sackl: „Om, hm!“

Wirt: „Geh', hört doch mit Eurem Politisieren auf!“ —

(„Fliegende Blätter“.)

### Notizen.

— Der russische Schriftsteller Anton Tschekow ist in Wadentweiler (Schwarzwald) im Alter von 44 Jahren gestorben. Tschekow hat eine große Zahl von kleinen Erzählungen, satirischen Skizzen zc. geschrieben, die das französische Vorbild deutlich erkennen lassen. In den letzten Jahren wurde er auch als Dramatiker bekannt. —

— Eine Tageszeitung für Frauen soll im Herbst in Berlin erscheinen. Wie der „Zeitungsverlag“ mitteilt, sind bereits 200 000 M. gezeichnet; das Kapital soll jedoch auf 400 000 M. erhöht werden. Man rechnet auf 20 000 Abonnenten. —

c. Einen „Archiv für Bücher“ nennt Eugène Morel in der „Nouvelle Revue“ die „Bibliothèque nationale“. Die Geschichte Frankreichs ist in 300 000 Bänden behandelt und die der Republik allein in 14 000 Bänden, so daß 300 auf das Jahr kommen. Die Zahl der Romane, die die Republik besitzt, betrug 1897: 116 824. Vom Jahre 1876 bis 1882, also in sechs Jahren, wuchs die Zahl um 5200 Bände. Von 1882 bis 87, also in fünf Jahren, vermehrte sie sich ebenfalls um 5200 Bände. Von 1887 bis 92 um 5700, von 1892 bis 97 um 4200; von 1897 bis 1902 um 3300; von 1902 bis 03 um 600. Man veröffentlicht jetzt also weniger Romane; dafür desto mehr kleine Erzählungen. Der Niedgang der Produktion der Romane wird in Zusammenhang gebracht mit dem Aufstehen der unabhängigen Kritik, die ernstern Erscheinungen nicht mehr die nötige Aufmerksamkeit entgegenbringt. —

— Rudolf Bachers Gemälde „Bildnis zweier Frauen“ ist vom Staate für die Moderne Galerie in Wien angekauft worden. —

— In Düsseldorf bewilligten die Stadtverordneten 470 000 M. für die Vergrößerung des Central-Gewerbemuseums für Rheinland und Westfalen. —

— Ein gutes Gewissen . . . Ein Fall, wie er wohl einzig dastehen dürfte, ereignete sich, der „Nölnischen Volkszeitung“ zufolge, dieser Tage vor dem Schwurgerichte zu Lyd (Ostpreußen). Während nämlich der Erste Staatsanwalt seine Anklagerede hielt, den Angeklagten des wissentlichen Meineides zieh und als erschwerendes Moment hervorhob, daß man einem Menschen, der wider besseres Wissen eine falsche Anzeige erstattet, sehr wohl einen Meineid, ja selbst das schwerste Verbrechen zutrauen könne, war der Angeklagte auf der Anklagebank sanft eingeschlafen und fiel unter mächtigem Gepolter lang auf die Erde. —